

Leseprobe aus:

Danilo Kiš
Familienzirkus

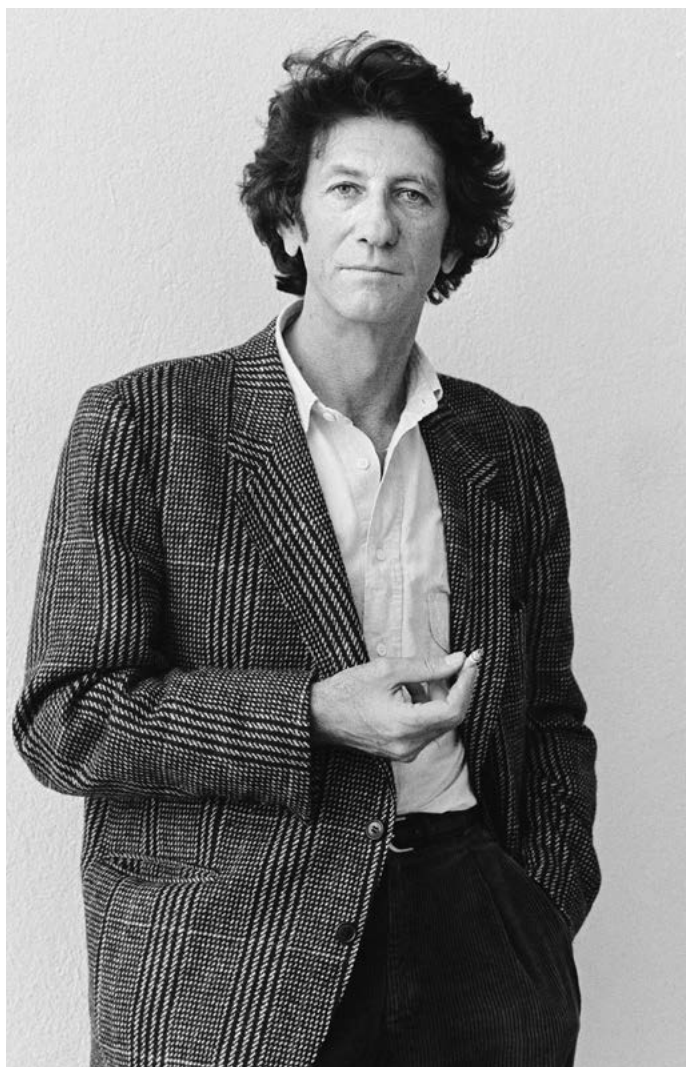


Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER





Danilo Kiš
Familienzirkus

Die großen Romane
und Erzählungen

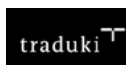
Herausgegeben und
mit einem Nachwort von
Ilma Rakusa

Carl Hanser Verlag

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch das Kulturministerium der Republik Serbien und TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, KulturKontakt Austria, das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK, das Ministerium für Kultur der Republik Kroatien, das Ressort Kultur der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien und die S. Fischer Stiftung angehören.



REPUBLIC OF SERBIA
MINISTRY OF CULTURE
AND MEDIA



1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24679-9

© Danilo Kiš Estate

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2014

Einzelnachweise am Ende des Bandes

Frontispiz: © Isolde Ohlbaum

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen

FSC® C006701

Inhalt

Frühe Leiden 7

Garten, Asche 101

Sanduhr 279

Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch 547

Enzyklopädie der Toten 695

Anhang 889

Nachwort von Ilma Rakusa 891

Einzelnachweise 908

Inhaltsverzeichnis 909

Frühe Leiden

Aus dem Serbokroatischen
von Ivan Ivanji

Im Herbst, wenn die Winde aufkommen

Im Herbst, wenn die Winde aufkommen, fallen die Kastanienblätter kopfüber, mit dem Stiel nach unten. Dann hört man einen Ton, als sei ein Vogel mit dem Schnabel auf der Erde aufgeschlagen. Aber die Kastanie fällt auch ohne den leisesten Wind, von allein, wie Sterne fallen – schwindelerregend. Dann schlägt sie mit einem dumpfen Schrei auf dem Boden auf. Nicht aus dem Ei wird sie geboren, wie ein Vogel, allmählich, sondern plötzlich zerplatzt die stachelige Hülle, bläulichweiß von innen, und heraus springen die teuflischen dunklen Mulatten mit strahlenden Wangen, wie die Backen eines lachenden Schwarzen. In mancher Hülle befinden sich Zwillinge; trotzdem können die Menschen sie unterscheiden: der eine hat eine Blesse auf der Stirn, wie ein Pferd. Seine Mutter wird ihn also immer erkennen können – an dem Stern auf der Stirn.

Der Junge sammelt die Kastanien, die sich in Löchern des Rasens versteckt haben, und stopft sie sich in die Backen. Sein Mund ist voll klebriger Bitterkeit. Der Junge lächelt. Man müßte auf einen Ast klettern, eine Kastanientraube aussuchen und warten. Dem Engel des Schlafes nicht erlauben, daß er dich betrügt. Man sollte drei Tage und drei Nächte lang, ohne Essen und Trinken, ohne Schlaf und Ruhe, immer nur die Frucht anstarren. Wie man den kleinen Zeiger der Uhr beobachtet. Die Stacheln sind hart geworden und etwas dunkler an den Spitzen. Wenn du sie ungeschickt berührst, machen sie dir ein kleines Loch in den Finger, und es fließt dein schönes rotes Blut. Dann mußt du an deinem schmutzigen Finger saugen, mit dem du soeben noch Bälle aus Schlamm und Pferdekot geknetet hast. Es kann dann auch zu einer Blutvergiftung kommen. Wenn so etwas geschieht, sterben

die Kinder. Man tut sie in kleine, vergoldete Särge und trägt sie auf den Friedhof, zwischen die Rosen. An der Spitze des Zuges trägt man ein Kreuz, und hinter dem Sarg schreiten Mutter und Vater des Jungen und, selbstverständlich, seine Schwester, falls er eine Schwester gehabt hat. Die Mutter ist ganz in Schwarz, man sieht ihr Gesicht nicht. Nur dort, wo die Augen sind, da ist die schwarze Seide naß von den Tränen.

Ein Fräulein mit weißem Teint im schwarzen Kittel einer Gymnasiastin sitzt in einer Art Licht aus Kristall, das durch die halbverschlossenen Jalousien kommt. Die Sonne malt goldene Sterne auf die lila Fläschchen mit Kölnisch Wasser.

Ja, dies ist nun das Geheimnis des Veilchenduftes: das Fräulein, das Bildchen mit Schmetterlingen und Raubtieren verkauft, aber auch Parfums, liebt von allen Düften den Veilchenduft am meisten. Und trägt ihn überall ausgiebig auf: auf den Handflächen, auf ihrem üppigen roten Haar – obwohl wahrscheinlich zu rotem Haar ein anderer Duft besser passen würde ...

Man müßte eine Fuge für Orchester und Flieder komponieren. Auf das Podium im verdunkelten Saal lila Fläschchen mit veredelten Düften tragen.

Diejenigen, die leise, ohne Aufschrei, das Bewußtsein verlieren würden, würde man in einen anderen Saal bringen, in dem der kindliche, heilende Duft von Linde und Kamille schweben würde.

Die Straße der Kastanien

Mein Herr, können Sie mir sagen, wo sich die Straße der Kastanien befindet? Sie erinnern sich nicht? Sie muß aber hier irgendwo sein; ihr Name ist mir auch entfallen. Aber ich weiß bestimmt, daß sie hier irgendwo ist. Was sagen Sie, es gibt hier gar keine Kastanienallee? Ich weiß aber, mein Herr, es muß sie hier geben, es ist unmöglich, daß Erinnerungen so trügen.

Jawohl, noch vor dem Krieg ... An der Ecke befand sich die Schule und vor der Schule ein artesischer Brunnen. Sie meinen doch nicht vielleicht, ich hätte das alles erfunden. In dieser Schule besuchte ich die erste Klasse und vorher den Kindergarten. Die Lehrerin hieß Fräulein Fanni. Ich kann Ihnen auch eine Photographie zeigen, mein Herr, auf der wir alle versammelt sind: Fräulein Fanni, unsere Lehrerin, ja, der da, der neben ihr sitzt, das bin ich, Andreas Sam, meine Schwester Anna, Fredi Fuchs, der Anführer unserer Bande ... Ja, mein Herr, hervorragend, jetzt kann ich mich erinnern. Die Straße muß Bem-Straße geheißen haben, weil ich ein Kämpfer in der Bande der berühmten Bemleute war, deren Anführer Fredi Fuchs (genannt Atza der Lange), ein Volksdeutscher, gewesen ist. Wunderbar, mein Herr, hätten wir dieses Gespräch nicht geführt, wäre mir überhaupt nicht eingefallen, daß diese Straße Bem-Straße hieß, nach dem berühmten polnischen General, dem Achtundvierziger. Sagt Ihnen dieser Name etwas, mein Herr, Bem, Bem-Straße? Ach, entschuldigen Sie, selbstverständlich können Sie sich nicht daran erinnern, falls Sie nicht schon vor dem Krieg hier gelebt haben, aber Sie könnten doch wenigstens wissen, ob es hier irgendwo eine Kastanienallee gibt? Diese Kastanien blühten im Frühling, so daß die ganze Straße ein wenig aufdringlich und schwer roch,

außer nach einem Regenguß. Dann schwebte der Duft der Kastanienblüten vermischt mit dem Ozon überall ringsherum.

Ach, ich bin ins Reden gekommen, entschuldigen Sie, ich werde noch jemand anderen fragen müssen, es muß doch einen geben, der sich an die Straße erinnern kann, vor dem Krieg hieß sie Bem-Straße und war mit Kastanien bepflanzt.

Können Sie sich denn nicht erinnern? Und Sie auch nicht? Also, alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß da an der Ecke ein Brunnen stand, ein artesischer, vor der Schule. In der Nähe gab es eine Kaserne, links, irgendwo um die Ecke, am anderen Ende der Straße. Wir Kinder durften nur bis dorthin gehen. Da war der Verkehr nicht lebhaft. Und an der Ecke, bei der Kaserne, begannen die Schienen (der kleinen gelben und blauen Straßenbahnen). Jawohl, mein Herr, ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß den Kastanienbäumen entlang kurz vor dem Krieg ein Luftschutzgraben ausgehoben wurde, im Zickzack. Dort hielt sich unsere Bande auf. Vielleicht könnte Ihnen diese Information helfen, sich zu erinnern: es war ein großer Luftschutzgraben ausgehoben worden. Selbstverständlich gab es überall Luftschutzgräben, aber ich kann mich gut erinnern, Kastanien gab es nirgendwo, außer in unserer Straße. Das sind natürlich alles nur Details, aber was ich sagen wollte, ich kann mich ganz bestimmt erinnern, diese Straße war mit Kastanien bepflanzt, und dies, mein Herr, dies sind Akazien, einen Brunnen sehe ich auch nirgends, und trotzdem, es scheint mir ganz unmöglich, vielleicht irren Sie sich doch, vielleicht hieß eine andere Straße Bem-Straße, diese da scheint mir zu klein. Ansonsten danke, ich werde es nachprüfen. Ich werde an irgendeine Tür klopfen und fragen: Hat diese Straße hier vor dem Krieg Bem-Straße geheißen? Denn das alles scheint mir jetzt doch sehr verdächtig zu sein, mein Herr, ich glaube nicht, daß so viele Kastanienbäume einfach verschwunden sind, wenigstens einer wäre übriggeblieben, Bäume haben doch wohl ein längeres Leben, Kastanien, mein Herr, die sterben nicht einfach so.

Also, gnädige Frau, ich kann meinen eigenen Augen nicht trauen. Niemand ist imstande, mir zu erklären, wohin diese Kastanien verschwunden sind, und gäbe es Sie nicht, würde ich zweifeln, ob ich alles erfunden oder geträumt habe. Denn, wissen Sie, so ist es nun einmal mit unseren Erinnerungen, man kann nie sicher sein. Vielen Dank, gnädige Frau, ich gehe das Haus suchen, in dem ich gelebt habe. Nein, vielen Dank, ich möchte lieber allein sein.

Dann trat er an eine Tür, obwohl es nicht *jene* Tür war, und drückte den Klingelknopf. Entschuldigen Sie, sagte er mit einer ganz gewöhnlichen Stimme, wohnt hier Andreas Sam? Nein, nein, sagte die Frau, können Sie denn nicht lesen? Hier wohnt Professor Smerdel.

Sind Sie sich denn sicher, wiederholte er, daß Andreas Sam hier nicht wohnt? Vor dem Krieg hat er doch hier gewohnt, das weiß ich bestimmt. Vielleicht können Sie sich an seinen Vater erinnern? Eduard Sam, mit einer Brille. Oder Sie können sich an seine Mutter erinnern, Maria Sam, hochgewachsen, schön, sehr still. Oder an seine Schwester, Anna Sam, immer mit einer Schleife im Haar. Also, sehen Sie, hier, wo dieses Zwiebelbeet ist, hier stand ihr Bett. Sehen Sie, gnädige Frau, ich kann mich wirklich ganz gut erinnern. Hier stand die Nähmaschine seiner Mutter, Maria Sam. Es war eine Singer, mit Fußpedal.

Oh, keine Sorge, gnädige Frau, ich evoziere nur Erinnerungen, wissen Sie, nach so vielen Jahren verschwindet alles. Da, sehen Sie, auf meinem Kopfkissen ist ein Apfelbaum gewachsen, und die Singer hat sich in einen Rosenstock verwandelt. Von den Kastanien, gnädige Frau, sehen Sie, keine Spur. Das ist, gnädige Frau, weil Kastanienbäume keine eigenen Erinnerungen haben.

Sie haben es ja gehört, das Haus gibt es nicht mehr. Auf meinem Kopfkissen ist ein Apfelbaum gewachsen. Ein knorriger, sich biegender Stamm ohne Früchte. Das Zimmer meiner Kind-

heit hat sich in ein Zwiebelbeet verwandelt, auf dem Platz, wo die Singer meiner Mutter stand – ein Rosenstock. Neben dem Garten erhebt sich ein dreistöckiges Haus, in dem wohnt Professor Smerdel. Die Kastanien sind gefällt worden. Vom Krieg, von Menschen – oder einfach von der Zeit.

Und hier, was in der Bem-Straße Nummer 27 geschehen ist. Vor etwa zwanzig Jahren, die ich mit einem lyrischen Sprung nach vorn überspringen wollte. Zwei, drei Monate nach unserer Abreise betritt mein Vater das Haus Nummer 27 in der Bem-Straße und trägt unsere Sachen hinaus: zwei Schränke, zwei Betten, die Singer meiner Mutter. Und als man das letzte Möbelstück hinausgetragen hatte, und das war jene Ottomane, in der die Sprungfedern sangen – Frau Smerdel, ich spreche noch immer mit Ihnen –, was geschah dann: »Als wir auch das letzte Möbelstück hinausgetragen hatten, meine liebe Olga, und das war jene Ottomane, in der die Sprungfedern sangen, stürzte das Gebäude wie ein Kartenhaus ein. Ich weiß selbst nicht, dank welchem Wunder es mir gelang ...« (Aus einem Brief von Eduard Sam, meinem Vater, an seine Schwester Olga Sam-Úrfi.)

Jetzt sind hier Zwiebeln gesetzt, schöner grüner Porree, gute Frau ...

Das Spiel

Der Mann guckte durch das Schlüsselloch und dachte, *das ist er nicht; das ist nicht Andreas*. Lange stand er so gebückt da und dachte: *Das ist nicht Andreas*. Er stand hartnäckig da, unbeweglich, auch noch als er Schmerzen im Kreuz spürte. Er war hochgewachsen, und das Schloß ging ihm gerade bis zum Knie. Doch er rührte sich nicht vom Fleck. Er machte keine Bewegung, nicht einmal, als ihm hinter den Brillengläsern die Augen zu tränen begannen, was ihm die Sicht vernebelte. Aus dem Zimmer strömte ein kalter Durchzug wie durch einen Flur. Doch er rührte sich nicht vom Fleck. Nur einmal berührte das Brillenglas das Schloß, und er zuckte ein wenig mit dem Kopf zurück. *Das muß ich Maria zeigen*, dachte er irgendwie schadenfroh, wobei ihm weder bewußt war, daß er es dachte, noch, daß Schadenfreude mit im Spiel war. *Ich muß Maria den Max Ahasverus zeigen, den Federhändler*. Er wußte nicht, weshalb, doch er hatte das Bedürfnis, sie zu beleidigen. Und das wird sie beleidigen, dachte er zufrieden. Ich muß ihr zeigen, wie die unterirdischen Flüsse des Blutes strömen. Daß Andreas nicht ihr Blonder Junge ist (wie sie meint), sondern sein eigenes Blut, Enkelsohn des umherirrenden Max. Und das wird sie schmerzen. Er triumphierte schon im voraus und freute sich auf ihr verborgenes Leiden, freute sich darüber, daß sie sich nicht einmal innerlich und stumm der Kraft seiner Beweise würde widersetzen können, wenn sie sehen würde (was er ihr zu zeigen hatte), wie ihr Blonder Junge, ihr Andreas, Kunden seine Ware feilbot und von Bild zu Bild ging, als irre er durch die Jahrhunderte. Das wird sie schmerzen. Deshalb hatte er keine Lust, sich vom Schlüsselloch zu entfernen, deshalb verschob er diesen Augen-

blick des Genusses, der ihm hier zum Greifen nah war. Aber er wollte, er konnte seine Hand nicht ausstrecken, um das Vergnügen, sie zu quälen, an sich zu nehmen. Deshalb verschob er diesen Augenblick immer wieder. Er wartete, er möge von sich aus reifen, blau werden und wie eine reife Pflaume in den Dreck fallen. Deshalb wollte er Maria nicht gleich rufen, sondern blickte hartnäckig immer noch durch das Schlüsselloch, durch das, wie durch einen Flur, der kalte Luftzug noch aus jenen zeitlosen Entfernungen strömte. Und am Ende des Flurs, irgendwo in einer trüben, nebligen, fernen Perspektive, wie in der Dämmerung, stand er, Max Ahasverus, Federhändler, und bot seine Ware an, geschmeidig, jüdisch. Der Mann dachte nur an ihn, mußte an ihn denken, denn er sah ihn vor sich. Doch er vergaß keinen Augenblick, daß er das alles Maria zeigen mußte und daß es sie schmerzen würde. Deshalb also hatte er sie nicht gleich herbeigerufen. Er wartete, dieser Augenblick möge von sich aus reifen, blau werden wie eine Pflaume und fallen, um ihn dann mit dem Fuß zu zertreten, zu zerdrücken.

Der Junge ist jedoch allein im Zimmer. Er spürt, daß seine Hände frieren, und er hat schon lange Lust, in die Küche zu gehen, um sich aufzuwärmen, aber er kann sich nicht dazu auffaffen. Hier sieht ihn keiner, aber dort, in der Küche, vor den Blicken der Erwachsenen, dort könnte er nicht so spielen. Vielleicht würden sie ihn überhaupt nicht stören, würden nichts gegen sein Spiel einzuwenden haben (ganz besonders die Mutter nicht), denn es ist ja, das fühlt er, ein ganz harmloses Spiel (was ist das gegen Zündhölzeranzünden im Schuppen oder gegen Passantenanspucken). Und doch ist es ein seltsames Spiel. Anna würde so etwas nie einfallen. Deshalb hält er beharrlich das große Sitzkissen, das er vom Bett genommen hat, auf der Schulter, schlendert durch das Zimmer, als müsse er sich unter der Last beugen, geht von Bild zu Bild (da ist etwas Sündiges daran, das fühlt er) und spricht halblaut vor sich hin. Neben

der Nähmaschine, vor dem Fenster, liegen auf dem geschauerten Fußboden seine vergessenen Spielsachen: Bleisoldaten, Ton- und Glasmurmeln. Aber jetzt spielt er ein anderes Spiel, obwohl er nicht weiß, wie es heißen soll: »Gnädige Frau, wünschen Sie weißen Schwanenflaum?« flüstert er, sich verbeugend, den Blick auf das geheimnisvolle Lächeln der Mona Lisa über Annas Bett gerichtet. Sein Gesicht verrät eine aufrichtige Enttäuschung. Dies war seine letzte Gelegenheit. Bisher haben ihn schon so viele Kunden abgewiesen. Und dieser Greis (mit dem lächerlichen Hut und der langen Pfeife zwischen den hasenschartigen Lippen), der über dem Bett seines Vaters hängt, und diese alte Dame mit vornehmer Haltung (mit krummer Nase und komischen, spitzen Knopfschuhen) und alle der Reihe nach, und jetzt auch diese schöne Frau, die so geheimnisvoll zweideutig lächelt, mal denkst du, sie wird dir alles abkaufen, mal hast du den Eindruck, daß sie alles verächtlich ablehnt. Der Junge steht vor ihr, beleidigt und – verliebt. Er wartet auf ihre Antwort und denkt: Dieses Geschäft ist nichts für mich. Dieser Frau würde ich alle meine Waren für ihre schönen Augen schenken, für ihr Lächeln, und mein Geschäft würde eingehen. Soll es doch eingehen, denkt er, und seine Augen strahlen milde. Macht nichts, alles will ich ihr geben, soll sie nur in einem weichen Bett schlafen. Dann plötzlich, laut: »Frau Mona Lisa, da, für Sie, von einem jungen Händler, als Geschenk für Ihr Bett ... Sie haben mit Ihrem Lächeln bezahlt, gnädige Frau!« Er verneigt sich und wird wahrhaftig rot, obwohl er weiß, daß das alles ein Spiel ist und Humbug, aber er schämt sich wegen seiner unerwachsenen Galanterie und des Verrats an sich selbst, denn wenn einer schon den Händler spielt, muß er auch danach trachten, seine Ware möglichst gut zu verkaufen, und darf nicht wegen eines Lächelns seinen Bankrott erklären.

Der Mann blickte durch das Schlüsselloch. Und sah seinen verstorbenen Vater Max Ahasverus. Das war kein Geist. Das war leibhaftig Max Ahasverus, der Federhändler. Er kam von irgendwoher aus der Ferne. Der Mann schwieg. Er fühlte, wie sich sein Blick trübte. Durch das Schlüsselloch strömte, wie durch einen Flur, ein scharfer Durchzug. Max hat eine Kundin gefunden: »Frau, wünschen Sie feine Gänsefedern?« sagte Max, verneigte sich schelmisch und nahm den Sack von der Schulter.

Der Mann schwieg.

»Frau Mona Lisa«, sagte Max, »das sind die besten Federn aus der ganzen Umgebung. Flaum von Ledas Schwan. Reinsten Schwanenflaum gefällig?« Dann, ein Lächeln auf dem Gesicht der Kundin bemerkend, den Anflug eines Lächelns, das Verachtung und Liebkosung zugleich ausdrückte, aber doch auch etwas zu versprechen schien, nahm er seinen Sack wieder auf die Schulter und sagte mit einer Verneigung: »Adios, Señorita, Sie werden es bereuen.« Dann zuckte der Mann zusammen. Seine Hände, die bis dahin ruhig auf dem Rücken verschränkt waren, begannen auf einmal etwas zu sagen, was die Frau nicht sehen konnte, weil sie ihm den Rücken zugewandt hatte. Eduard aber konnte sich nicht vom Schlüsselloch trennen. Doch plötzlich richtete er sich auf und wischte sich die Augen, ohne die Brille abzunehmen, mit dem Taschentuch. »Maria«, sagte er halblaut, »rate mal, wer im Zimmer ist. Guck mal! Aber vorsichtig.« Die Frau drehte sich um, ohne das Kännchen abzustellen, an dem die lila Flamme des Spirituskochers leckte. »Wer, Eduard? Wer?« Sie sah, wie sich seine Pupillen hinter den Brillengläsern konzentrierten. »Wer? Wer? Schau doch hin!« rief er erbost. »Mein verstorbener Vater. Max Ahasverus!« Dann ließ er sich müde auf einen Stuhl fallen und zündete sich eine Zigarette an. Sie nahm das Kännchen von der Flamme. Man sah, daß auch ihre Hände zitterten.

Die Tür weinte auf, und der Junge zuckte zusammen. Die Frau erwischte ihn mit dem Kissen in den Armen. Außer ihm war niemand im Zimmer. »Andi«, sagte sie, doch sie konnte das Zittern ihrer Stimme nicht verbergen. »Was machst du da im kalten Zimmer? Deine Hände sind ganz klamm.«

»Nichts«, sagte er. »Ich spiele.«

»Laß dieses Kissen«, sagte sie.

»Aber Mama, ich spiele mit dem Kissen«, sagte der Junge, dann nahm er das Kissen auf die Schulter und stellte sich vor sie hin. »Gnädige Frau, wünschen Sie feinen Schwanenflaum?« fragte er lächelnd und verneigte sich. Die Frau schwieg. Dann erlosch das Lächeln auf dem Gesicht des Jungen (ja, er wußte es, er fühlte, etwas Sündiges war doch an diesem Spiel). Sie riß ihm das Kissen aus den Händen und warf es auf das Bett. Dann ging sie zur Tür, doch da blieb sie stehen, vom Blick des Mannes wie festgenagelt. Die Hand des Jungen loslassend, ging sie flink an ihm vorbei.

»Hast du Max Ahasverus gesehen?« platzte er heraus, so wie eine reife Pflaume in den Schlamm fällt.

»Ja, Eduard, ja. Ich habe ihn gesehen. Er bot mir Schwanenflaum an. *Madame, reiner Schwanenflaum gefällig?*«

»Es war einmal ein König«, begann die Frau dem Kind nach dem Gebet zu erzählen. »Und dann?« fragte der Junge, den Schlaf aus den Augen wischend (doch er wußte, ihr Märchen würde ihn, so wie immer, am Ende einschläfern, und all seine Mühe wäre vergebens). »Und er heiratete eine Zigeunerin ...« »Und warum?« fragte er. »Die Zigeunerin war schön, die Schönste im ganzen Königreich. Und so gebar sie ihm einen Sohn, der das ganze Königreich erben würde. Dann aber, glücklich, weil er einen Thronfolger bekommen hatte, befahl der König, die Zigeunerin umzubringen, denn wenn man erfahren hätte, daß sie die Mutter des Kindes war, hätte sein Erbe den Thron verloren. So erfuhr das Kind nie, wer seine Mutter gewesen war.

Zum Glück schlug das Kind dem Vater nach, und die Farbe seiner Haut verriet keine einzige dunkle Nuance des Zigeunerblutes.« »Das verstehe ich nicht«, sagte der Junge. »Ist auch nicht wichtig. Hör weiter zu«, sagte seine Mutter und bereute schon ein wenig, daß sie diese Geschichte angefangen hatte. Aber sie konnte jetzt nicht mehr aufhören; nicht nur des Kindes wegen. »... Es erzogen ihn die besten Lehrer und die Weisen des ganzen Reiches. Der König war zufrieden und glücklich.« Hier hätte sie einhalten können, weil sie ja selber nicht wußte, wie sie die Geschichte beenden sollte; es würde schwer werden für das Kind. Als sie aber hörte, wie der Junge »Und dann?« sagte (er war an die verschiedensten Wendungen schon gewöhnt), fuhr sie fort, noch bevor sie sich das Ende ausdenken konnte: »Eines Tages sah der König in das Zimmer seines Sohnes, um sich davon zu überzeugen, ob der Prinz schon schlafe.« »Und dann?« Sie zögerte ein wenig, fuhr dann aber fort: »Da sah er das Kind mit einem Kissen aus Samt und Seide vor dem Bild seiner Mutter stehen und betteln: ›Eine Brotrinde, bitte, mächtige Königin‹ – sie ahmte die Aussprache der Zigeuner nach – ›und einen Fetzen, damit ich meine Blöße bedecken kann‹ ... Wie von Sinnen stürzte der König ins Zimmer und riß seinen Sohn an sich. ›Was machst du da, Prinz?‹ heulte der Vater auf. ›Ich bettle, Vater‹, sagte der Prinz. ›Alle anderen Spiele sind mir langweilig geworden, die Pferde und die Falken, deshalb spiele ich jetzt Bettler.« Sie sprach immer leiser und schwieg schließlich. Der Junge war eingeschlafen. Sie löschte die Lampe und ging auf Zehenspitzen weg.

»Hat er auch seinen Sohn getötet?« hörte sie aus der Dunkelheit und zuckte zusammen. Dann kam sie zurück, um das Kind zu streicheln. »Nein«, sagte sie flüsternd, ohne Licht zu machen. »Nein.«

Der Pogrom

Der Wunsch, dieses Ereignis nicht zu verpassen, in das mehr oder weniger alle mir bekannten Persönlichkeiten aus der Straße mit einbezogen waren, sowie auch meine heimliche Absicht, den Knäuel all der Ereignisse zu entwirren, zu dem sich in letzter Zeit mein Leben verwickelt hatte, brachten mich dazu, mich mutig jener Menge anzuschließen, die keuchend durch die Straße jagte und mich mit sich zog. Ich lief Schulter an Schulter mit den Finanzbeamten und Feuerwehmännern, schnaufte, am Ende meiner Kräfte, und paßte meinen Atem ihren Schritten an. Ich dachte, so würde ich den Sinn dieses Geschehens, das mich die letzten Tage von Grund auf erschüttert hatte und das mir auch meine Mutter nicht erklären konnte, einfangen können. Ich lief und kämpfte gegen meine Angst an. Der Schnee knirschte unter unseren Füßen, wurde zusammengestampft und hart wie das Pflaster, spröde und klingend. Die Menge stapfte durch den Schnee wie ein gewaltiger Tausendfüßler, und aus den Mündern stieg Dampf auf, sauber und weiß. Durch den Vorhang stinkender Ausatmungen und jagenden Atems drang trotz des Schneefilters der Geruch billigen Parfums zu mir, der säuerliche Geruch von Schweiß, den die grünen Uniformen der Finanzbeamten und die blauen Kapuzenmäntel der Feuerwehnmänner verströmten. Plötzlich hörte man das Klirren von Glas, das wie ein Blitz über der Menge aufzuckte, und danach, wie ein fernes Echo, das Krachen splitternder Bretter und schließlich einen Seufzer der Erleichterung, als das Tor dem Druck nachgab.

Ich blieb hartnäckig unter dem Vordach des Magazins stehen, mich an Mantelsäumen, an Frauenröcken festhaltend, wurde zurückgedrängt und wieder weggestoßen, kehrte hart-

näckig wieder zurück und schlüpfte durch den Wald von Beinen, getragen von Angst, überzeugt, daß ich hier, mitten im Herzen der Gefahr, am besten vor diesen Menschen verborgen sei, wohl wissend, daß ich mich nicht aus dem sicheren Versteck ihrer Raserei entfernen durfte, mich keine Handbreit von dieser vielgliedrigen Masse entfernen durfte, sonst hätte man mich erwischen und mit den Füßen zertreten können.

Da sich das Tor des Magazins nach außen hin öffnete, stellte sich die Frage, wie man es aufmachen sollte, da keiner die ersten Reihen verlassen mochte. So entstand ein höllischer Lärm, man brüllte und fuchtelte mit Stöcken, hampelte und rief um Hilfe. Plötzlich, ich weiß nicht, durch was für ein Wunder, schnitt das große einflüglige Tor wie die Schneide eines Messers in diese schwarze Masse. Schon senkte sich eine bläuliche Dämmerung in großen Würfeln herab, wie ein gewaltiger Aufzug, der zwischen den hohen Wänden des Schachts in seine Lagerstätte herunterschwebt. Die Luft roch nach Petroleum und Seife, und aus dem aufgerissenen Maul des Magazins strömten Schichten verschiedenster Düfte, als Vorboten von Orangen und Zitronen, duftenden Seifen und Gewürzen. Dann kamen mit kläglichen Blechtönen irgendwelche viereckigen Konserven angerumpelt, die in der Finsternis in ihrem gefahrlosen Messingglanz erstrahlten, wie Messer eines Tafelbestecks, in blaues Packpapier gewickelte Kerzenbündel klapperten wie trockene Knochen, Äpfel fielen mit dumpfem Ton, um gleich darauf unter den Füßen zermalmt zu werden, wie zerkaut. Aus braunen Papiersäcken floß knirschender Zucker zwischen die Füße und vermischte sich mit dem zertretenen Schneematsch. Die Leute bahnten sich nur mit Mühe einen Weg aus der Menge, verschiedene Bündel wie Kinder unter den Armen tragend. Mehl schwebte wie Puder in der Luft, setzte sich auf Augenbrauen fest und verlieh diesen Menschen einen feierlichen Ausdruck, einen fast komischen, festtäglichen. Eine Frau zerriß mit den Zähnen eine Seidenrolle, die sie unter ihrem Mantel hervorgeholt hatte.

Im Licht des Streichholzes, das für einen Augenblick ihr Gesicht erhellte, erblickte ich ihre im Widerschein der Seide rosigen Zähne. Ich sah, wie sich ein Ballen Zitz mit Blümchen hartnäckig um Füße und Köpfe der Menge wand, wie Bänder aus Krepppapier in einer Neujahrsnacht. Dieser bunte Zitz begann gefährlich einzuschnüren; die Frauen kreischten auf. Doch da dies die innere Bewegung der Menge nur noch mehr aufrührte, drohten die Menschen zu ersticken, wehrten sich, zerrissen rasend diesen Zitz, jedoch er quoll von irgendwoher unaufhörlich wie ein Strom hervor. Als im Magazin nur noch die nackten Wände und die Dunkelheit übriggeblieben waren, begann die Menge schnell auseinanderzugehen und trug die Beute unter den Mänteln fort.

Ich stand abseits, wie ein Gerechter, von der Rache verschont. Da bemerkte mich eine gutherzige Frau und steckte mir im Vorbeigehen eine Konserve zu, auf die ein buntes Stück Papier geklebt war, auf dem mit großen roten Buchstaben SPAGHETTI ALLA MILANESE stand. Ich drückte noch lange diese Dose an mich, ohne zu wissen, was ich mit ihr machen sollte, ohne den Mut zu haben, sie entweder wegzuwerfen oder mit nach Hause zu nehmen. Tief erschrocken sah ich Herrn Anton zu, dem Finanzbeamten, der auf einer Tonne stand und Konfetti in die Luft warf.

Eine Geschichte zum Rotwerden

Nacht auf offener See in der Nähe von Korallenriffen. Ich überprüfe die Pistole unter meinem Kissen. Jawohl, alles ist in bester Ordnung. Falls es dazu kommen sollte, daß die Matrosen meutern oder die Männer von Joe Mammut an Bord erscheinen. Man sollte nur das Bullauge der Kabine etwas mehr öffnen: es ist eine schwüle Tropennacht. Man hört das Kreischen der Möwen. Aber ich muß gründlich ausschlafen. Morgen erwartet mich ein anstrengender Tag.

He, Sam, wie hast du deine Aufgaben gemacht?

Ich weiß nicht. Wohl ganz gut.

Was kann man denn da von sich geben? Das ist doch ein Blödsinn. Worüber hast du geschrieben?

Darüber, daß meine Mutter nach Baksa geht, ich warte am Fluß auf sie, und mein Magen knurrt wie ein hungriger Wolf. Dann kommt sie. Das ist alles. Ich habe das Lächeln des Brotes in ihrem Korb beschrieben.

Mußt du immer phantasieren, Sam? Was ist das für ein Lächeln des Brotes? Was soll das bedeuten?

Nur so. Vielleicht ist es der Duft des Brotes. Und worüber hast du geschrieben?

Darüber, wie man Brot bäckt. Wie meine Mutter auf den Dachboden steigt, um Mehl zu holen, du weißt schon, die Brotlaibe in den Ofen schiebt, um sie später herauszuholen. Ganz einfach. Wir haben alle dasselbe geschrieben. Du bist der einzige, der immer angeben muß.

Du, Gal, ich muß jetzt dringend pinkeln, bin aber zu faul, mich zu bewegen. Und hier im Schatten ist es so schön, daß ich nicht imstande bin, zum WC zu gehen.

Schon wieder dasselbe! Ich werde mir buchstäblich die Hosen vollpinkeln, und du tust mal wieder fein. WC! Das heißt Klo oder Lokus oder: wohin auch der Kaiser zu Fuß geht.

Gleich wird es klingeln, und wir werden in die Hosen pinkeln. So ist es. Zumindest bei mir steht es so.

Dreh dich doch zur Seite und pinkle hier. Ich werde dich abschirmen.

Daran habe ich auch schon gedacht. Aber es könnte ein Mädchen vorbeikommen. Und ich habe den Eindruck, ich könnte gar nicht.

Du mußt natürlich schon wieder angeben. Ist mir aber egal. Da, nimm meine Hand, versuch endlich aufzustehen. Ich helfe dir nicht, weil ich dein einziger Freund in der ganzen Schule bin, sondern weil ich auch pinkeln muß. Und wenn es klingelt, dann ist es aus mit uns ...

Sam, du schiffst ja wie ein Pferd. Mir scheint, du pinkelst schon eine ganze Stunde lang.

Hat es schon geklingelt?

Noch nicht, aber höchstwahrscheinlich ist das ein Irrtum. Oder Frau Rigó ist durch ein wichtiges Geschäft verhindert. Oder es hat schon längst geklingelt, nur wir haben es nicht gehört.

Wo sind die anderen? Siehst du die anderen? Hörst du irgendeine Stimme?

Ich weiß nicht genau. Ich habe den Eindruck, sie sind schon hineingegangen. Mein Gott, Sam, kannst du denn gar nicht aufhören? Stopp den Brunnen. Dreh ganz einfach den Hahn zu. Wenn ich pinkle und jemand kommt, tue ich einfach so, als würde ich etwas im Gebüsch oder hinter dem Baum suchen, und wenn er vorbeigegangen ist, mache ich den Hahn wieder auf und mache es fertig. Ist dir das etwa noch nie passiert? Du pinkelst, und ein Mädchen kommt vorbei. Oder Frau Rigó. Oder sonstwer.

Gal, komm, geh du. Ich kann nicht so in die Stunde. Ich muß meine Blase leer machen, anders geht das nicht.

Kannst du nicht doch ein bißchen voranmachen, Sam?

Geh du. Da, ich habe den Eindruck, der Wasserfall wird dünner. Aber es scheint mir doch, daß ich noch pinkeln muß. Na also, jetzt ist mir besser.

Plötzlich dringt es ganz entsetzlich in mein Bewußtsein: ICH TRÄUME DAS ALLES NUR, ICH TRÄUME DAS NUR, und die warme Flüssigkeit fließt über meine Schenkel. Herrgott, was wird meine Mutter nur dazu sagen. Und erst Anna! Sie wird mich einen ganzen Monat lang damit aufziehen, und vielleicht erzählt sie es sogar jemand weiter. Ich muß nachsehen, wie naß ich geworden bin. Vielleicht ist es nicht bis zum Bettuch durchgedrungen. In diesem Fall ist die Sache gerettet. Ich ziehe die Hosen einfach über die nassen Unterhosen an, und die trocken dann in der Schule. Ich stütze mich auf die Ellbogen und befühle das Laken. Furchtbar! Ich liege in einer großen Pfütze, die sich immer mehr ausbreitet. Wie oft habe ich mir schon gesagt, daß das nie wieder geschehen darf. Und es ist mir immer gelungen, im letzten Augenblick aufzuwachen. Fast immer. Aber jetzt hat es mich doch erwischt. Tatsächlich, ich muß mich schämen. Und wieso mir das nicht aufgefallen ist. Einfach lächerlich. Eine ganze Stunde lang im Schulhof zu pinkeln. Ein zweijähriges Kind hätte begreifen können, daß das ein Traum war. Das ist ganz bestimmt nur wegen dieses verfluchten bitteren Tees passiert, den wir gestern den ganzen Tag getrunken haben.

Ich beuge mich zur Mutter hinab und flüstere ihr ins Ohr, damit Anna nichts hört: »Mama, ich hab' ins Bett gemacht.«

Sie wacht langsam auf, ohne meine Worte sofort begreifen zu können.

»Ich habe geträumt, daß ich im Schulklo bin, und hab' ins Bett gemacht.«

Sie fühlt, noch im Halbschlaf, mit der Hand nach dem Laken unter mir, dann beginnt sie zu lächeln, weil sie die Pfütze ertastet hat. Sie nimmt den Wecker vom Nachtkasten und hält ihn ans Ohr, um zu prüfen, ob er nicht stehengeblieben ist.

»Du mußt dich umziehen«, flüstert sie mir verschwörerisch zu. »Es ist Zeit, daß du dich für die Schule fertigmachst.«

Dann steht sie ganz langsam auf, um Anna nicht aufzuwecken, öffnet den Schrank und gibt mir Wäsche zum Wechseln. Ein schmutziger Herbstmorgen, feucht und mürrisch, kommt langsam in unser Zimmer. Der Gedanke an das Aufstehenmüssen, den Regen und die Schule wirkt auf mich niederschmetternd. Dieses plötzliche Erwachen aus dem Traum, diese Schande, mit der mich mein Traum verhöhnt und durch die er sich an mir gerächt hat, bringen mich noch mehr um. Ich gehe mit meiner Mutter in die Küche, und sie gießt mir etwas Wasser aus dem Krug über meine Hände, damit reibe ich mir Augen und Nase. Jetzt geht es mir schon etwas besser. Ich habe nun glücklich diesen lauwarmen, schmutzigen Fluß überquert, der zwischen Traum und Leben verläuft. In meinem Körper strömt eine tierische Wärme, und ich sehe mich schon barfuß zur Schule laufen, triefend naß und frierend eintreten, mich neben den Ofen setzen, stumm und wichtiguerisch wegen des Mitleids, das meine nackten Füße und meine nassen Lumpen erwecken werden. Und später, wenn ich trocken geworden bin und auf meinem Platz sitze (meine Füße kann man nicht mehr sehen, und die Röte meiner Hände ist verschwunden, als hätte ich mir weiße Handschuhe angezogen), werde ich wieder den Heiligenschein des Klassenprimus aufsetzen, und ich werde mit dieser Krone dasitzen, ich werde mich weise verhalten, wie eine Eule, während Frau Rigó die beste Schulaufgabe vorliest (meine), sie tut es mit einer gehobenen und etwas singenden Stimme, und dann wird Stille in das Klassenzimmer einkehren, bis Frau Rigó nach der Erregung wieder zu sich kommt und mitteilt, sie werde diesen Aufsatz zum Abdruck an den *Guten Hirten* schicken, wegen seines belehrenden und inspirativen Charakters.

Serenade für Anna

Ich hörte ein Geräusch unter dem Fenster und dachte, sie seien gekommen, um meinen Vater umzubringen.

Dann aber belehrte mich eine Geige eines Besseren und befreite mich von meiner Angst. Derjenige, der da unter dem Fenster aufspielte, war kein Virtuose, aber augenscheinlich in meine Schwester Anna verliebt. Die Geige hatte eine fast menschliche Stimme. Jemand, bis über beide Ohren in die Sterne und in meine Schwester verliebt, sang da verschämt, bemüht, seiner Stimme möglichst viel Männlichkeit und Tiefe zu verleihen. Dennoch glich dieser Gesang einem Flüstern:

Weshalb schuf der Herrgott die Liebe ...

Weshalb sind die Nächte ...

Dann fand Anna endlich Streichhölzer, und ich sah sie in diesem Licht für einen kurzen Augenblick, wie sie in Weiß hinter dem Vorhang stand, und als sie zurückkam und sich wieder hinlegte, hörte ich, wie meine Mutter gerührt, fast im Ton eines Sprichworts sagte: »Anna, merke dir das ein für allemal. Wenn für jemand ein Ständchen gebracht wird, dann muß man Streichhölzer anzünden. Das ist ein Zeichen von Aufmerksamkeit.«

Beruhigt durch die Stimme meiner Mutter, sank ich wieder in den Schlaf, wie in einen duftenden Wald, in eine grüne Wiese.

Am Morgen fanden wir im Fenster einen kleinen Zweig mit Apfelblüten, der einer silbernen Krone ähnlich sah, sowie zwei, drei erblühte rote Rosen. Und noch bevor uns (am nächsten Tag in der Schule) die Lehrerin fragte: »Welcher Esel ist heute nacht in meinem Garten herumgetrampelt«, hatte ich schon am Mor-

gen, sozusagen am Duft, die Blumen aus Frau Rigós Garten erkannt, denn ich hatte ihr die Rosen gebunden, den Flieder zu-
rechtgeschnitten.

Ich wollte ihr aber nicht sagen, daß dieser Esel – der Stimme nach zu urteilen –, dieser rosenfressende Esel, Herr Fuchs junior war, der Schuhmacher, heimlich in meine Schwester Anna verliebt.

Anna, sag doch, habe ich das alles erfunden?
(Die Blumen und die Düfte.)

Die Wiese im Herbst

Die Zirkusartisten sind wieder weg, die »Athleten« und die Bärenführer, der Herbst neigt sich seinem Ende zu. Hier, auf dem Kleinen Feld oder im Ofenwinkel des Grafen, wie man es nennt, sind nur noch die Spuren ihres Aufenthaltes zurückgeblieben, zerstampfter Boden und zertrampeltes Gras. Mitten auf der Wiese befindet sich eine Grube, fast ein Meter tief und zwischen den plattgetretenen Maulwurfshügeln klar erkennbar. Da war noch vor kurzer Zeit der Zeltmast eingebohrt, unten breit und grob bearbeitet, der Spitze zu aber dünn und schlank; auf ihm wehte eine Fahne. Um die Grube herum zerfurchte Erde, ganz nackt, man erkennt aus der Tiefe gehobenen Lehm. Das ist nicht jene Grube vom letzten oder vorletzten Jahr, wie man denken könnte. Denn die Zirkusse kommen und gehen, die kleinen Provinzzirkusse, die aus Zigeunern und Zauberkünstlern bestehen, aus Seiltänzern und »Athleten«, jedes Jahr im Herbst kommen sie wie das letzte Sommerfest, wie ein komischer heidnischer Feiertag. Aber es ist nie dieselbe Truppe und nie dasselbe Zelt, also auch nicht derselbe Mast. Jene Grube vom vorigen Jahr, jene, in die der Zeltmast damals gerammt war, kann man jetzt überhaupt nicht mehr erkennen, und man könnte auch nicht mehr feststellen, wo sie gewesen ist, weil diese Grube zugewachsen ist wie eine Wunde, nur noch gründlicher – nicht einmal eine Narbe ist zurückgeblieben; sie ist mit Erde, Gras, Unkraut bedeckt. Und auch das wird bald verschwinden, vom Regen überschwemmt und mit Erde bedeckt, dann wird sie einige Zeit vom Schnee versteckt sein, und wenn dann im Frühjahr die lauwarmen Regen und Schauer kommen, wird sie längst mit frischer Erde bedeckt sein, und Gras wird darauf wachsen,

als habe sie nie existiert. Und es wird keine Spur mehr von diesem Herbstfest bleiben, das hier unter dem rosaroten Zelt geblüht hat.

Kein bunter Jahrmarkt mehr, keine Seiltänzer, kein Kichern der Affen und kein Trompeten der trägen Elefanten. Der Zirkus ist abgezogen, so plötzlich, wie er angekommen war. Eines Morgens, ganz früh, noch vor Sonnenaufgang, zogen muskulöse junge Männer in Seemannshemden, die hier tagelang ihre atemberaubenden Kunststücke vorgeführt hatten, die Pflöcke aus dem Boden, nahmen die Drähte und Taue ab, rissen das rosarote Zelt und den stolzen Mast mit der Fahne nieder. Dann packten sie alles flink und geschickt in ihre Holzhäuschen, die großen Archen ähnlich waren. Und dann zogen sie los, leise, als müßten sie es heimlich tun, die Räder der Häuschen knirschten traurig, und durch die Fenster mit wehenden Vorhängen konnte man sehen, wie sich die zauberhaften Nixen um das Mittagessen bemühten, während aus dem Rauchfang blauer Rauch aufstieg, kaum sichtbar im morgendlichen Blau des Himmels. Die Tiere brüllten in ihren Käfigen, nur der Elefant trottete hinter dem Zug her, majestätisch und faul, er fächerte sich mit seinen riesigen Ohren Luft zu.

Jetzt, zwei, drei Tage nach dem Abzug des Zirkus, trägt das Feld noch die frischen Spuren von all dem, was hier geschehen ist. Auf diesem breiten Raum, der breiter ist, als es der vom Zelt bedeckte Kreis war (an der zerstampften Erde sind die Grenzen klar erkennbar), sind auf der Erde noch die hellen Kronenkorken von Bierflaschen verstreut, wie Blumen mit gezacktem Rand, aufgeweichte Zigarettenstummel, abgenagte Äpfel, schon von Rostpilzen befallene Fruchtkerne, zertretene Eistüten, Spuren von Pferden und Menschen, getrockneter Kot der Zirkustiere, Brotrinden, Blätter alter Zeitungen, auf denen die Zuschauer gegessen haben, aus Schülerheften herausgerissene Seiten mit Zeichnungen, Zigaretten- und Streichholzschachteln, zerplatzte Papiertüten, auf denen Ameisen herumspazieren.

Am Platz, wo das alte zottige Zirkuspferd, das »Pony«, gestanden hat, ist die Erde von Hufen zertreten, das Gras ist entwurzelt, nur noch vereinzelt ist da ein zerstampfter und zertretener, schon ganz dunkel gewordener Strohalm zu sehen. Etwas weiter weg sieht man die Spuren des Affenzelttes: ein viereckiges Plateau, aus dessen Ecken noch grob gezimmerte Eichenpfähle ragen, deren obere Enden mit Beilen von der Rinde befreit worden waren. Obwohl erst einige Tage seit dem Abzug des Zirkus vergangen sind, richten sich an manchen Stellen die Gräser schon wieder auf, wie stählerne grüne Sprungfedern, nachträglich, wundersam, als sei eben erst ein Menschenfuß oder Pferdehuf von ihnen herabgestiegen.

Außerhalb des zerstampften Feldes ist das Gras dicht, duftend, vermischt mit verspäteten Feldblumen, dunkelblauen und gelben, mit geplatzen Glockenblumen und allerlei Unkraut, das siegreich wuchert und mit seinen Tastkörperchen, deren Spitzen schon vom Rost befallen, doch nicht weniger kräftig sind, die zarten Stiele der Blumen und das bläulichgrüne Gras würgt. Dies ist der letzte Schwung des Grases, die letzte Kraft der Wurzeln. Der Wegerich reckt seine mit Trauben geschmückten Stengel, die schon schwärzlich geworden sind, die Blätter des Unkrauts sind an den Rändern dunkler geworden und rollen sich zusammen, verwandeln sich an ihren Enden in Krallen, die ineinander eindringen. Hier wird ein für die Augen unsichtbarer Kampf geführt, hier wuchert es üppig, es ragen die siegreichen Säbel des Unkrauts und seine Fühler hervor, und die Blumen, betroffen von diesem unersättlichen Ansturm gefräßiger Gräser, blühen mit letzter Kraft auf und duften beinahe übertrieben. Getragen von diesen Düften, die schwer sind und miteinander vermischt, diesen Farben, die so verwirrend ineinandergreifen, summen Bienen und Insekten kopflos und trunken über dieses duftende Schlachtfeld, stoßen mit Schmeißfliegen und Wespen zusammen, mit Hornissen und Schmetterlingen. Ein paar Heuschrecken, aufgequollen und schwer, auch selbst von der Farbe

eines welken Blattes, fliegen rauschend über die Wiese, dann fallen sie in das dichte Gewirr von Pflanzen, so schwer und träge wie eine wilde, reife Frucht.

So sieht die Wiese aus, die wüste Herbstwiese nach dem Jahrmarkt ...

Plötzlich taucht von Westen her mein Vater mitten im Gras auf, er fuchtelt mit seinem Stock in der Luft herum und bleibt am Rande des zerstampften Feldes stehen, dort, wo das Affenzelt aufgestellt war. Er bückt sich, um mit seinem strengen Kennerblick die mörderische Wirkung des Herbstes auf die Blumen zu prüfen. Sein Blick bleibt an einem Stück zerknüllten Papiers hängen, das aus dieser Vegetation hervorsticht und sich durch seine Totenblässe von der üppigen Lebhaftigkeit des herbstlichen Grüns abhebt. Zuerst berührt er es mit der Spitze seines Stockes, so wie ein Vogel mit seinem Schnabel eine unbekannte Frucht berührt, dann beugt er sich hinab und breitet es aus und fängt an, kurzsichtig, wie er ist, ohne es von der Erde aufzuheben, die Sütterlinschrift zu buchstabieren. Es ist eine herausgerissene Seite aus einem alten deutschen Kochbuch, dessen sich zweifelsohne die Zirkusartisten und »Athleten« bedient haben, um die gummihafte Elastizität ihrer Körper und die stählerne Kraft ihrer Muskeln zu bewahren: *Sauerampfersauce*. Mein Vater schüttelt den Kopf mit einem Ausdruck von Wut und Verachtung, denn er ist offensichtlich mit diesem deutschen Kochbuch, dessen Sinnlosigkeit gerade in diesen ersten Kriegstagen besonders tragisch zu merken ist, ganz und gar nicht einverstanden. Und mein Vater hat selbst ein erprobtes Rezept für Sauerampfer, der ohne Fett, nur mit Wasser und Salz zubereitet wird, selbstverständlich unter Zugabe der verschiedensten aromatischen Kräuter und Gewürze, die zwar jedem zugänglich sind, deren Namen er jedoch geheimhält. Deshalb also runzelt er die Stirn und liest mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen weiter. Danach, fortgerissen vom Text, der ihn nur noch mehr von den Vorteilen seiner Art

der Zubereitung überzeugt, dreht er die Seite um, ohne auf die schon hart gewordene Kruste menschlichen Kots zu achten, die die Sütterlinbuchstaben diagonal bedeckt. »Heda!« ruft mein Vater. »Da habt ihr euren Rahm, meine Herren! Da habt ihr eure Sütterlinsauce!« Und mit dieser kleinen Rache zufrieden, richtet er sich auf, dann spießt er mit der präzisen Bewegung eines Fechters die Seite mit der Spitze seines Stockes auf, um sie noch einige Zeit als Erinnerungsstütze bei sich zu haben. Dann schreitet er wieder durch das hohe Gras, hat sein Herbarium (HERBARIUM PANNONIENSIS) unter den Arm geklemmt, in dem sich, wie wertvolle Briefmarken, gepresste Blumen und Exemplare von Wiesenkräutern befinden: Tausendschönchen, Hartheu, Salbei, Safran, *Gypsophila paniculata* ...